

Predigt am Pfingstsonntag
23. Mai 2021 Hospitalkirche Stuttgart
Predigttext: Genesis 11,1-9

¹Es hatte alle Welt einerlei Zunge und Sprache. ²Als sie nun von Osten aufbrachen, fanden sie eine Ebene im Lande Schinar und wohnten daselbst. ³Und sie sprachen untereinander: Wohlauf, lasst uns Ziegel streichen und brennen! – und nahmen Ziegel als Stein und Erdharz als Mörtel ⁴und sprachen: Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, dass wir uns einen Namen machen; denn wir werden sonst zerstreut über die ganze Erde. ⁵Da fuhr der HERR hernieder, dass er sähe die Stadt und den Turm, die die Menschenkinder bauten. ⁶Und der HERR sprach: Siehe, es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen und dies ist der Anfang ihres Tuns; nun wird ihnen nichts mehr verwehrt werden können von allem, was sie sich vorgenommen haben zu tun. ⁷Wohlauf, lasst uns herniederfahren und dort ihre Sprache verwirren, dass keiner des andern Sprache verstehe! ⁸So zerstreute sie der HERR von dort über die ganze Erde, dass sie aufhören mussten, die Stadt zu bauen. ⁹Daher heißt ihr Name Babel, weil der HERR daselbst verwirrt hat aller Welt Sprache und sie von dort zerstreut hat über die ganze Erde.

Liebe Gemeinde,
im Paradies, so hat ein schwedischer Sprachforscher des 17. Jahrhunderts behauptet, habe Gott schwedisch geredet. Adam hingegen dänisch und die Schlange – die Schlange! – habe französisch gesprochen.

Wenige Jahre später mutmaßten der Engländer Francis Bacon und sein Kollege Sir Thomas Browne, dass die westliche Welt mit dem Chinesischen vielleicht die ursprüngliche Sprache - die Sprache vor dem Turmbau zu Babel - wiederentdeckt habe. Nicht etwa, weil sie so schön klinge, sondern weil sie den europäischen Sprachen darin überlegen sei, dass die Schriftzeichen eine Idee und einen Laut zugleich darstellen könnten. Sprache und Bild fielen nicht auseinander.

Auch der Leipziger Gottfried Wilhelm Leibniz war der Überzeugung, dass alle Sprachen der Erde auf eine einzige Vorsprache zurückgingen. Hebräisch vielleicht ... die Sprache Gottes. Sprachspezialisten aus der Türkei argumentierten vor noch nicht sehr langer Zeit, dass Türkisch die Wurzel aller Sprachen sei; alle Wörter seien von »günes«, dem türkischen Wort für Sonne, abgeleitet. Man könnte darüber nachdenken.

Ob es sie gab, eine Ursprache der Menschen? Viele haben darüber nachgedacht und geforscht und spekuliert. Vielleicht verdanken unsere Welt und unser Denken die Vorstellung einer Ursprache dieser Erzählung vom Turmbau zu Babel. Oder diese Erzählung, die so alt ist wie das Nachdenken des Menschen über seine Herkunft, seine Ursprünge, sein Wesen, verdankt sich ihrerseits einer tief in uns beheimateten Sehnsucht nach dem Verstehen, nach einer Sprache, die uns verbindet.

In seinem großen Gesang über das verlorene Paradies erzählt ein anderer Engländer, John Milton, was Adam, der Erstling unter uns Menschen, im Paradies getan habe.

Seine einzige Aufgabe im Garten sei es gewesen, Worte zu erfinden, eine Sprache zu schaffen mit der Aufgabe, jedem Geschöpf, jeder Kreatur, jedem Ding einen Namen zu geben.

Und es sei die Art von Sprache gewesen, in der die Worte noch mitten ins Herz der Wirklichkeit gegangen seien. Adams Worte im Paradies hätten die Kraft gehabt, das Wesen der Dinge und des Geschaffenen selbst nicht nur zu berühren, sondern auszusagen. Ein Wesen, ein Geschöpf und sein Name wäre unaustauschbar gewesen.

So, wie es ja uns auch in den großen, bedeutenden Momenten unseres Lebens und von Zeit zu Zeit gegeben ist: mit einem Namen ein unaustauschbares Gegenüber zu benennen - unverwechselbar und einzigartig.

Wir alle wissen etwas davon, wenn uns die Liebe einen Namen lehrt. Du bist das! Nur Du! Und wenn auch hundert andere Menschen denselben Namen tragen: der Klang und die Musik, in der ich Dich anrede, Deinen Namen sage, sagt immer nur Du. Du und Dein Name sind eins. Du und dein Name sind eins - jetzt und in alle Ewigkeit.

So habe Adam im Paradies dem Geschaffenen Namen gegeben. Und darin ihr Wesen selber berührt. Aber nach dem Fall sei das nicht mehr gewesen. Die Namen hätten sich von den Dingen gelöst. Die Lüge habe sich zwischen die Namen geschlichen. Die Vertreibung aus dem Paradies sei auch der Fall der Sprache gewesen.

Milton, so viel am Rande, hatte diese Verse geschrieben, als England tief im Bürgerkrieg stand in einer Welt voller Intrigen und Propaganda und Lügen und aus der er selber nur knapp dem gewaltsamen Tod entging. Wir kennen das.

Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir uns einen Namen machen; denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder. ... damit wir uns einen Namen machen ...

Die Turmbaugeschichte ist eine so einfache und anschauliche Erzählung aus der Urgeschichte der Bibel. So scheint es auf jeden Fall. Sie reicht in ihrer Wortwelt Jahrtausende zurück bis in jene Welt, in der unsere Vorfahren aus umherziehenden Nomaden zu sesshaften Bauern und Handwerkern wurden; bis sich an den Strömen von Euphrat und Tigris, am Nil die ersten Städte und in den ersten Städten an den Strömen des Vorderen Orients Hochkulturen gebildet haben – auch an jenem fruchtbaren Streifen des Heiligen Landes an der Südküste des Mittelmeers, an der heute so viel Krieg und Streit ist.

Gebrannte Ziegel und Bitumen, das sind die Materialien, mit denen die Tempeltürme Mesopotamiens gebaut sind. *Wohlauf, lasst uns Ziegel streichen und brennen.* Es sind Erinnerungen an die Tempeltürme des alten Babylon. An die Symbole der Größe und der Macht, die wie heute noch bewundern und die diese frühen Hochkulturen vor allem mit ihren Herrschern verbanden: den Großkönigen, den Pharaonen. Und in diesen Bauwerken, Tempeln und Grabmälern auch mit der Sehnsucht, unsterblich zu sein. Groß und bedeutend, wenigstens vorhanden zu sein und vorhanden gewesen zu sein ..., einen Namen zu haben. Noch Alexander der Große sonnte sich, als er nach der Schlacht von Gaugamela siegreich einzieht, im Nimbus des alten Babylon, fast 200 Jahre nach der Eroberung der Stadt durch die Perser.

Die Turmbaugeschichte ist eine einfache und anschauliche Erzählung. Aber sie ist auch kompliziert. Sie ist vielschichtig. Sie enthält auch Erinnerungen an die Geschichte Israels

selber. Für jede jüdische Hörerin und für jeden jüdischen Hörer tritt die eigene Geschichte beim Lesen und Hören dieses Textes mit auf den Plan.

Nach dem 2. Buch Mose (Ex 1,14) sind Ziegel und Mörtel die Materialien, die Israel in Ägypten als Fronleistung herstellen muss. „*Wohlauf, lasst uns Ziegel streichen und brennen!*“ Macht ihr das! Die Sklaverei in Ägypten, die babylonische Gefangenschaft, die ganze bedrohte Geschichte Israels im Vorderen Orient ist plötzlich präsent; und auch die Wegführung und das Leben in der Diaspora. „... *denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder.*“

Und in jedem Fall liegt im Lesen dieser Erzählung für das Volk Israel auch eine Hoffnung: die Stadt nämlich und der Turm, diese mächtigen Projekte des Menschen, sich einen Namen zu machen, sie sind längst Geschichte und Vergangenheit. Und der Name „Babel“, er schmeckt inzwischen übel. Im Akkadischen ist Babel noch das „Tor zum Himmel“. Hier, im Hebräischen, ist es "Geplapper", "Gebrabbel".

Und sie, die Namenlosen, die Sklaven, die die Ziegel brannten und die Türme bauten, sie sind noch da. Und sie haben einen Namen. Und sie sind beim Namen gerufen von dem Gott, der sich mit seinem Namen ihnen offenbart hat. Sie sind die Herausgeführten aus der Sklaverei, die Befreiten, die Kinder Israels.

Die Geschichte vom Turmbau zu Babel erzählt von unserer uranfänglichen Sehnsucht nach Größe und nach einem Namen. Sie erzählt von den Anfängen und Triebfedern der menschlichen Kultur. Sie erzählt von unserer Vergänglichkeit. Sie erzählt von unserer Unfähigkeit, miteinander im Gespräch zu sein und zu kommunizieren. Sie erzählt von den tragischen und komischen Missverständnissen, die wir verursachen und mit zerstörerischer Kraft betreiben. Sie erzählt von unserer Selbstgefährdung in dem Wahn, Gott gleich zu sein. Sie erzählt hundertfach die Geschichten vom Kommen und Gehen der Mächtigen. Es ist eine Erzählung, die im Lauf der Geschichte immer reifer und tiefgründiger und beeindruckender wird. Denn sie erzählt auch die Geschichte dieses kleinen Volkes Israel, das auf eine andere Art und Weise sich einen Namen gemacht hat oder geschenkt bekommen hat.

Sie erzählt auch die Geschichte eines Gottes, der, in dem er die Sprachen verwirrt, indem er eine Vielfalt von Sprache zulässt und schafft, darauf verzichtet, selber totalitär mit einer Sprache präsent zu sein. Denn eigentlich schießt Gott sich hier ein Eigentor, indem er eine Vielfalt von Sprachen schafft. Er macht sich selber schwerer mitteilbar. Es gibt keine einheitliche Sprache, in der Gott zu den Menschen spricht. Und das ist etwas, was wir an diesem Pfingsttag hören und sehen können: Gott offenbart sich nicht im Hebräischen oder im Griechischen, auch nicht im Arabischen.

Die Gottheit macht sich lesbar durch diese Sprachen und Geschichten hindurch! Und sie macht sich darin gleichermaßen unlesbar. Und doch spricht Gott uns darin an. Und deshalb müssen wir unterscheiden zwischen dem Geist und dem Buchstaben. Und deshalb sind wir keine Buchstabenreligion, sondern über die Sprache und über die Schrift und über die Verkündigung wird immer wieder Gott als der Ursprung allen unseren Sprechens fassbar und begreifbar.

Gott lässt sich nicht kolonialisieren in einer Sprache oder in einem Buchstaben. Gott kommt zu uns in seiner Freiheit und in dem, was sich in seinem Sprechen ereignet und geschieht. In seinem Sprechen und in unserem Antworten! Im Ereignis der Sprache!

*Die Worte sind wie Quecksilbertropfen.
Sie sind so flüchtig und rollen davon.
Sie sind kein Material zum Beklopfen.
Und sie sind auch kein geduldiger Ton.
Man glaubt sie zu fassen, für immer zu halten.
Und stößt sie in Wahrheit nur weiter fort.
Es gelingt einem manchmal, den Kern aufzuspalten.
Man gerät an die Ursubstanzen im Wort.
Man spürt an der eisigen Herzbeklemmung,
Die einen bei diesem Fange befällt.
Denn man greift mit frevelhafter Enthemmung
Nach der Ursubstanz von Leben und Welt*

(Eva Strittmatter, Ursubstanz)¹

Und das geschieht an Pfingsten. Es ist kein Zufall, dass da an Pfingsten ein Brausen vom Himmel wie von einem gewaltigen Wind ist. Und das Ergebnis ist, dass die Menschen zu sprechen beginnen. Sie beginnen zu predigen. Sie beginnen miteinander zu sprechen. Sie beginnen so zu sprechen, dass in diesem Sprechen und in dieser Sprache etwas sichtbar und spürbar und transparent wird vom Wesen Gottes. Dass die, die zuhören, so von der Ursubstanz berührt sind, dass sie in dem, was gesagt wird, eine Übereinstimmung spüren zwischen dem Wesen der Sprache und dem, was gesagt ist. Und das hat elementar mit Jesus Christus zu tun. Pfingsten ist das Ereignis, in dem Jesus Christus durch den Geist hindurch als Gottes Sohn zur Sprache kommt. Und die Menschen werden berührt im Innersten ihres Wesens. Pfingsten ist das Ereignis von Sprache, in dem unsere Welt nicht auseinanderbricht in Sein und Schein; in dem das Reden nicht nur Strategie ist, sondern wirklich; in dem unsere Blicke, unsere Gesten, unser Dasein als Menschen in einem tiefen Sinne echt ist und getragen wird durch das Evangelium.

Dort, wo so kommuniziert wird, da sind wir ganz nahe am Sinai. Das sind wir nahe an den Orten, an denen Gott selber spricht. Da sind wir nahe am See Genezareth, auf dem Berg der Seligpreisungen. Da sind wir ganz nahe an dem, was Kirche eigentlich ist.

Pfingsten erzählt vom Aufleben der Sprache im Geist Jesu. Pfingsten erzählt von der Freiheit, die sich im Miteinander-Reden, die sich in diesem Sprachraum entfalten kann. Vom unendlichen Aufleben der Sprache ganz vom Anfang der Schöpfung her.

Pfingsten, das ist das Wiedergewinnen, das Wiederfinden der Sprache, in der Gott uns unsere unverwechselbaren Namen in Ewigkeit gibt. Pfingsten, das ist das Aufleben der Liebe in allen Möglichkeiten unseres Lebens und in allen unseren Gesten. Und zwar in allen Landessprachen und Nationalsprachen und in allen unseren menschlichen Möglichkeiten, uns auszudrücken.

¹ Eva Strittmatter, Zwiesgespräche. Gedichte, Berlin – Weimar, 1984.

Pfingsten ist in diesem Sinne tatsächlich die Überwindung der großen babylonischen Verwirrung, die uns Tag für Tag einzuholen droht. Nicht das Überwinden der Vielfalt. Es ist das Wiedergewinnen eines Verstehens, das seinen tiefen Grund in der Liebe Gottes hat. Ein Verstehen, das sogar dort groß und stark ist, wo alle unsere menschlichen Worte klein werden oder versagen. Nicht zuletzt an den Orten der Verzweiflung, oder unseres irdischen Kommens und Gehens.

Die Offenbarung von Pfingsten, der Heilige Geist, das ist eine Sprachoffenbarung. Sie geschieht, sie ereignet sich je und je zwischen Dir und mir. Und zwischen Gott und meinem Leben. Und wo sie hereinbraust, wo sie lebendig wird, da ist die Kirche. Sie ist dort, wo Verstehen ist. Wo die Verwirrung endet und Babel. Und sie ist dort heute und morgen und übermorgen. Veni sancte spiritus!

Und der Friede Gottes der höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Pfarrer Eberhard Schwarz